

Aleida Assmann

Gedächtnis als Leitbegriff der Kulturwissenschaften

Das Stichwort Gedächtnis ist inzwischen zu einem Leitbegriff der Kulturwissenschaften avanciert.¹ Die Serie der Bücher und Aufsätze, die diesen Begriff im Titel führen, reißt nicht ab, und ein Ende der Kolloquien und Ringvorlesungen zu diesem Thema ist noch nicht in Sicht. Was sich an diesem Forschungsansatz weiterhin zu bewähren scheint, ist der neue Blick auf Übersehenes oder Altbekanntes, den er eröffnet, sowie sein integratives, Disziplinen übergreifendes Potential. Mit dem Thema Gedächtnis ist ein Problemzusammenhang in den Blick getreten, der von keiner Einzeldisziplin monopolisiert werden kann und der für die Einzelfächer neue Perspektiven eröffnet. In diesem Beitrag soll auf die mit diesem Forschungsansatz verbundene methodische Neuorientierung ausführlich eingegangen werden. Dabei werden vier methodische Aspekte zur Sprache kommen, in denen sich der ‚postsäkulare‘ Charakter des Gedächtnisbegriffs näher entfaltet.² Anschließend soll auf die Kritik am Gedächtnisbegriff eingegangen werden, denn der Singszug des neuen Paradigmas ist in der Forschung nicht nur positiv aufgenommen worden.

1 „The notion of ‘memory’ has taken its place now as a leading term, recently perhaps *the* leading term, in cultural history.“ Alon Confino, „Collective Memory and Cultural History: Problems of Method“, in: *American Historical Review* 102 (Dec. 1997), 1386–1403; hier: 1386.

2 Der Begriff ‚postsäkular‘, den ich von Jürgen Habermas übernehme, scheint mir besser als der Begriff ‚postmodern‘ geeignet, die neuen Entwicklungen und Herausforderungen unserer Gesellschaft zu thematisieren. Als ‚säkular‘ begriff sich eine Gesellschaft, die u. a. ihre Traditionsbestände einer progressiven Verwissenschaftlichung überantwortete und ausschließlich die Individualisierung ihrer Mitglieder vorantrieb. Jürgen Habermas, „Glaube, Wissen – Öffnung. Eine Dankrede zum Friedenspreis des deutschen Buchhandels“, *Süddeutsche Zeitung* Nr. 237 vom 15. Oktober 2001, S. 17.

1. Gedächtnis als postsäkulares Paradigma

1.1 *Die Betonung der Darstellungsform*

Mit dem Interesse an den Formen und der Dynamik von Erinnerung ist das Bewußtsein dafür gewachsen, daß Vergangenheit nicht unvermittelt zugänglich ist, sondern von Akten des Bewußtseins, von imaginativen Rekonstruktionen und von medialen Präsentationen abhängig ist. Im Zentrum des Gedächtnisdiskurses steht deshalb das Problem der Repräsentation. Repräsentation heißt wörtlich: Wiedervergegenwärtigung, was zugleich ein anderes Wort für Erinnerung ist. Denn Erinnerung ist niemals Wiederherstellung von Vergangenheit, sondern immer nur eine Repräsentation derselben. Die Silbe ‚re‘ in Worten wie engl. ‚remember‘, Rekonstruktion, Repräsentation weist auf einen konstitutiven *zeitlichen* Abstand zwischen einem Ereignis und seiner wieder-holenden Darstellung hin, der zugleich einen *ontologischen* Abstand markiert. Die platonische Differenz zwischen Urbild und Abbild prägt sich hier als eine verzeitlichte Relation aus: Zu dem Punkt in der Vergangenheit, auf den sich die Erinnerung bezieht, führt auf der irreversiblen Zeitachse, auf der sich menschliche Existenz bewegt, kein Weg zurück. Der Rückweg kann allein im Medium mentaler und materieller Repräsentationen in eine jeweilige Gegenwart angetreten werden. Solche Re-Präsentation, solches Wieder-gegenwärtig-Machen, kann ausschließlich mithilfe von Zeichen geschehen. Sie holt substantiell nichts Vergangenes zurück, sondern muß es in der Gegenwart immer wieder neu konstruieren.

Marcel Proust konnte sich mit dieser Einsicht in eine unwiederbringlich verlorene Vergangenheit, die nur noch in bewußten und intentional gelenkten Akten der Rekonstruktion verfügbar ist, bekanntlich nicht abfinden. Seine großangelegte „Suche nach der verlorenen Zeit“ richtete sich auf epiphane, mystische Augenblicke, in denen die Vergangenheit in einem unwillkürlichen körperlichen Gefühl noch einmal „aufersteht“. In solchen Augenblicken einer quer zur Zeitachse stehenden synchronischen Selbsterfahrung, in der sich ein frühes und ein spätes Erlebnis zu einer Einheit zusammenschließen, sah Proust einen Triumph über die Vergänglichkeit. Sein Konzept einer ‚mémoire involontaire‘ ist ein Veto gegen die zeitgleich von dem Soziologen Maurice Halbwachs entwickelte Theorie einer re-konstruktiven Erinnerung, die nichts Identisches *zurückholt*, sondern unter neuen Bedingungen der jeweiligen Gegenwart immer wieder etwas Neues *schafft*.³ Prousts mystische Erfahrung einer Konvergenz von Vergangenheit und Gegenwart ist hier von Interesse als

3 Maurice Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Berlin-Neuwied 1966; ders., *Das kollektive Gedächtnis*, Stuttgart 1967.

ein Gegenentwurf, der die Regel des Zusammenhangs von Erinnerung und Repräsentation *ex negativo* bestätigt. Denn Repräsentation ist für die Erinnerung ja nicht nur die Bedingung für die Abbildung von Vergangenen in der Gegenwart, sie ist auch die Voraussetzung für die Abbildung körperlicher Erfahrungen und mentaler Prozesse in zwischenmenschlicher Kommunikation. Im Falle von Proust besteht ein inverses Verhältnis zwischen der im Letzteren nicht mitteilbaren somatischen Erfahrung und den zwölf Bänden seiner sprachlich artikulierten und schriftlich ausformulierten Selbstanamnese und Reflexion über Prozesse subjektiven Erinnerens.

Sobald Erinnerungen die Form der Mitteilung, auch der Selbstmitteilung annehmen, sind wir also mit dem Problem der symbolischen Repräsentation konfrontiert. Das heißt nicht, daß die klassisch modernen und ideologiekritischen Fragen der Wahrheit, Echtheit, Authentizität unter dieser Prämisse entfallen, aber sie müssen neu und anders gestellt werden. Erstes Beispiel: Daß Geschichtsschreibung rhetorisch verfaßt ist und bestimmten literarischen Mustern der Darstellung folgt, wie Hayden White herausgearbeitet hat, muß noch keineswegs bedeuten, daß ihr Gegenstand damit automatisch zur Fiktion wird.⁴ Am Rande einer von Saul Friedländer einberufenen Konferenz über Darstellungsverfahren des Holocaust haben Historiker wie Carlo Ginzburg Wahrheitsanspruch und -verantwortung des Historikers angesichts einer drohenden Nivellierung zwischen Fakten und Fiktionen erneuert.⁵ Der Nachweis, zweites Beispiel, daß Traditionen erfunden und ‚gemacht‘ sind, den Eric Hobsbawm und Terence Ranger an Fallstudien aus dem 19. Jahrhundert geführt haben, muß keineswegs bedeuten, daß sie falsch sind im Sinne von ideologisch gefährlich oder sozial wirkungslos.⁶ Jene Entlarvung hat jedenfalls nicht zur sofortigen Abschaffung oder Auflösung jener Traditionen geführt. Zur paradoxen postsäkularen Situation scheint zu gehören, daß das Wissen über historische Genese und Konstrukt-Charakter kulturelle Traditionen nicht auflöst, sondern als ein selbstreflexives Moment in sie eingeht. Anderes, drittes Beispiel, der Fall des Zeugnisses eines selbsternannten Holocaustüberlebenden.⁷ Hier hat der anhand archivalischer Dokumente geführte Nachweis, daß das in sich höchst wirkungsvolle Holocaust-Zeugnis einer biographischen Grundlage entbehrte, zu einem gesellschaftlichen Skandal geführt. Fünf Jahre lang war nichts falsch gewesen an dieser Repräsentation

4 Hayden White, *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*, Baltimore 1973.

5 Saul Friedländer, Hg., *Probing the Limits of Representation. Nazism and the ‚Final Solution‘*, Cambridge, MA 1992.

6 Eric Hobsbawm, Terence Ranger, Hgg., *The Invention of Tradition*, New York 1983.

7 Benjamin Wilkomirski, *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948*, Frankfurt a. M. 1995.

einer Holocausterfahrung, die gerade auch von seiten der Betroffenen allerhöchste soziale und kulturelle Anerkennung genoß – bis sie sich als Fälschung erwies. Nachdem die faktische Grundlage entzogen war, verschwand das Buch von den Regalen der Buchhandlungen und Museums-Shops. Dieses Beispiel zeigt, daß die postsäkulare Prämisse der Konstruktivität und Repräsentation, die für die individuelle und kollektive Erinnerung kommunizierbare symbolische Formen und alte oder neue kulturelle Darstellungsmuster voraussetzt, keineswegs in einen Raum allgemeiner Beliebtheit und ontologischer Indifferenz geführt hat. Die Anerkennung von Erinnerungen und Traditionen als symbolische Konstrukte und mediale Präsentationen hat die kulturelle Selbstreflexion gesteigert, doch enthebt sie sie damit noch nicht automatisch der Möglichkeit kritischer Verifikation. Am Beispiel des Holocaust wird deutlich, daß Repräsentationen nicht automatisch die Grenze zwischen Fakten und Fiktionen verwischen, sondern weiterhin in einem ausdifferenzierten sozialen Feld entstehen, wo sie sich gegenüber historischer Verifikation und ethischen Instanzen verantworten müssen.

1.2. *Der Prozeßcharakter von Erinnerung*

Ein zweites Merkmal, das Gedächtnis zu einem postsäkularen Paradigma hat werden lassen, betrifft den Prozeßcharakter von Erinnerungen. In den Kulturwissenschaften hat sich in den letzten fünf Jahren ein deutlicher Wandel von Strukturen zu Prozessen, von Systemen zu Handlungen, von Texten zu Aufführungen hin vollzogen. Das heuristische Modell von ‚Kultur als Text‘ spiegelte das in den Buchwissenschaften geschulte Interesse, komplexe Phänomene als strukturierten und materiell fixierten Zusammenhang von Zeichen zu denken.⁸ Die flüssige und flüchtige Vielfalt kultureller Erscheinungen wurde mit diesem Modell in einen festen Zeichenbestand überführt, der anschließend einer Lektüre unterzogen werden konnte. Lesen und Deuten, die Grundvoraussetzungen einer kulturellen Hermeneutik, aber auch die Dekonstruktion von Bedeutung, können erst dort ansetzen, wo etwas in Zeichen niedergelegt ist und diese zu einem Text gerinnen. Lesbarkeit setzt immer Zeichenhaftigkeit bzw. Textförmigkeit voraus. Was in dieser durchaus produktiven Perspektive der Lesbarkeit zu wenig Beachtung erfuhr, waren Prozesse des Vorführens, Teilnehmens, Erlebens, Interagierens, Aushandelns, Austauschens seitens konkreter Akteure, die sich jenseits der Grenze des Textes vollziehen. Diese Dynamik kultureller Prozesse, die inzwischen unter dem

⁸ Als eines von vielen Beispielen: Sigrid Weigel, Gerhard Neumann, Hgg., *Lesbarkeit der Kultur. Literaturwissenschaften zwischen Kulturtechnik und Ethnographie*, München 2000.

Stichwort der ‚Performativität von Kultur‘ thematisiert wird, erschließt neue Befunde und eröffnet einen neuen Blick auf bisher vermeintlich bekannte Phänomene.⁹

In diesen Rahmen einer am Performativen ausgerichteten Kulturwissenschaft gehört auch die Dynamik des Gedächtnisses. Denn Erinnerung kann nicht ein für allemal erfolgen, sondern geschieht in wiederholten, zeitlich aufeinander folgenden Akten. Sie muß, wenn sie erhalten werden soll, stets wiederholt, reaktiviert, neu ausgelöst (‚getriggert‘) werden. Erinnern ist ein iterativer und damit zugleich auch plastischer Prozeß. Wer sich mit dem Gedächtnis befaßt, wird sofort der Plastizität und Wandlungsfähigkeit seiner Repräsentationen inne. Menschen erinnern stets in der Gegenwart; das heißt, daß sie in einer anderen Gegenwart unter neuen Einflüssen und Eindrücken wieder anders erinnern. Das gilt für Individuen wie für Nationen. Der schleichende Wandel ist dabei sehr viel schwerer zu beobachten als die dramatischen Fälle eines Gedächtnisbruchs. Nach einer Scheidung zum Beispiel verliert das Wissen, das sich auf die Familie des Partners bezog, an Relevanz und wird im Gedächtnis überschrieben mit dem neuen Beziehungsgeflecht, in das man eingetreten ist. In Kriegszeiten schrumpft das Gedächtnis einer Nation auf einen Kernbestand von Wissen, der nur zuläßt, was den Konflikt bestätigt und die eigene Position stärkt. Nach einer politischen Wende werden die ehemaligen Vorbilder vom Sockel gestürzt und durch das vormals Vergessene oder Verfemte ersetzt.

Der Wandlungscharakter des Gedächtnisses macht sich paradoxerweise dort besonders bemerkbar, wo eine Erinnerung auf Dauer gestellt werden soll und eine für alle Zukunft verpflichtende monumentale Gestalt erhält. Denn nichts ist schneller veraltet als der in eine zeittypische Form gegossene Anspruch auf Ewigkeit. Das bezeugen die vielen Monumente und Denkmäler in einer Stadt, die nicht mehr in ihrem Zukunftsanspruch, sondern nun umgekehrt als historische Zeugen der Vergangenheit wahrgenommen werden. Ihr Erinnerungswert löst sich ab von der angemahnten Zukunft und heftet sich an die materialen Relikte der Vergangenheit.

Man sieht, daß sich der Prozeßcharakter des Erinnerns, der zu immer neuen Akzenten und Schwerpunktsetzungen führt, mit dem Hang zur Monumentalisierung schlecht verträgt. Doch kommt kulturelles Erinnern nicht ohne diese Spannung zwischen Textualität (oder Monumentalität) und Prozessualität (oder Performativität) aus. Da Erinnern ohne Repräsentationen nicht möglich ist, und da auf der Ebene der kulturellen Kommunikation die-

⁹ Vgl. den Sonderforschungsbereich ‚Kulturen des Performativen. ‚Performative turns‘ im Mittelalter, in der Frühen Neuzeit und in der Moderne‘ an der Freien Universität in Berlin (1999 ff.).

se symbolischen Artikulationen und Gestaltungen eine gewisse Festigkeit annehmen müssen, entsteht eine unvermeidliche Spannung. Es kann hier nicht deutlich genug betont werden, daß es eben diese Spannung zwischen medialer Repräsentation und gesellschaftlichem Prozeß ist, die die Dynamik des kulturellen Gedächtnisses ausmacht. Die neueren Kontroversen um Denkmäler zeigen jedoch, wie schwer es ist, beiden Seiten dieses Spannungsverhältnisses gerecht zu werden. Als Beispiel kann die Debatte um das in Berlin geplante ‚Zentrale Mahnmal für die Ermordeten Juden Europas‘ angeführt werden. Diese kreiste immer wieder um drei Gegensatzpaare, die das Spannungsverhältnis von Repräsentation und Prozeß variieren. 1. *Geschlossen versus offen*: Die Befürchtung war, daß die Denkmalsetzung den offenen Prozeß gesellschaftlichen Erinnerens auf eine verbindliche Form festlegt und ihn damit einschränkt. 2. *Verkörpert versus entkörper*: Die kritischen Stimmen gehen davon aus, daß das Denkmal die Erinnerung den lebendigen Trägern entzieht und in Steine auslagert. 3. *Lebendig versus tot*: Man sieht das Denkmal als eine überdimensionale Grabplatte, die die Dynamik des Erinnerens stillstellt, zum Abschluß bringt und damit absterben läßt.

An diesen Beispielen zeichnet sich eine weitere postsäkulare Qualität des Gedächtnisparadigmas ab, die in der Auflösung traditioneller Dichotomien besteht. Wenn die Spannung zwischen Repräsentation und Prozessualität zur Konstitution von Erinnerung und insbesondere zur Dynamik des kulturellen Gedächtnisses gehört, dann wird man nicht mehr die eine (performative) Seite auf Kosten der anderen (materiellen) Seite verabsolutieren dürfen, wie dies in den Argumenten gegen das Holocaust-Denkmal wiederholt geschehen ist. In dieser Perspektive gilt nicht mehr das Entweder-Oder, sondern die Wahrnehmung eines Denkmals als beides, als ein ‚kultureller Text‘ einerseits und als Ort einer Handlung, Aufführung, Praxis andererseits.

1.3 Die Überwindung von Dichotomien

Es ist aber nicht nur die Dichotomie von Repräsentation und Performativität, die sich am Gedächtnisbegriff bricht. Von besonderer Bedeutung ist die Dichotomie *Gedächtnis versus Geschichte* gewesen, die für die Entwicklung der Gedächtnisforschung eine wichtige Rolle gespielt hat und deren Pole in ihrem Verlauf in immer neuer Weise miteinander in Beziehung gesetzt wurden. Auf diese Dichotomie werden wir abschließend noch einmal zurückkommen. Hier sollen zwei andere Dichotomien angeführt werden, die ebenfalls Methodologie und Selbstverständnis der Geschichtswissenschaft betreffen:

- Erfahrungsraum versus Erwartungshorizont

Es war eine Leitthese der Modernisierungstheorie, daß sich Vergangenheit und Zukunft im Zuge des beschleunigten Wandels immer stärker voneinander abkoppeln. Reinhart Koselleck hat in einer Reihe von Studien überzeugend dargestellt, wie sich das subjektive Zeitbewußtsein in der Moderne verändert hat. Er unterschied zwischen dem ‚Erfahrungsraum‘ als einer in Erinnerungen und Einsichten verwandelten Vergangenheit und dem in die Zukunft projizierten ‚Erwartungshorizont‘.¹⁰ Seine These war, daß in vormoderne Zeiten Erfahrungsraum und Erwartungshorizont noch in einer engen Beziehung zueinander standen, die angesichts des Traditionsbruchs der Moderne auseinander gesprengt worden ist. Aus dem Erfahrungsraum ließ sich in der Moderne kein relevantes Wissen für die Herausforderungen der Zukunft mehr gewinnen. Die Geschichte hatte ausgedient als Lehrmeisterin des Lebens, die Alten hatten den Jungen nichts mehr zu sagen. Aufgrund beschleunigter Veränderungen und katastrophischer Brüche wiederholte sich die Geschichte nicht mehr, und deshalb waren aus ihr auch keine produktiven Lektionen mehr zu entnehmen. Die von Koselleck vorgenommene Dramatisierung der Differenz von Vergangenheit und Zukunft lag nicht nur in der Logik der Modernisierungstheorie, sondern war selbst auch Teil der Modernisierungsbewegung; je konsequenter Erfahrungsraum und Erwartungshorizont entkoppelt wurden, desto entschiedener schuf man der Zukunft eine von den Forderungen und Requisiten der Vergangenheit gereinigte Bühne für das radikal Neue und Andere.

Im Rahmen des neuen Gedächtnisparadigmas ist diese radikale Differenz vielfach hinterfragt worden. Es hat sich z. B. gezeigt, daß Kontinuitätsbrüche nicht nur mit einer „Absage an die Vergangenheit“ verbunden sind, sondern gleichzeitig auch ein starkes Interesse an der „Wiederherstellung von Vergangenheit“ freisetzen.¹¹ Dieses Interesse hat keineswegs nur zum Fremdwerden und zur ‚Historisierung‘ von Vergangenheit geführt, sondern auch zur kulturellen und politischen Restituierung und Reaktualisierung von Vergangenheit. Der Zusammenbruch der Sowjetunion zum Beispiel führte dazu, daß im Osten die Geschichte wieder erwachte, allerdings nicht mehr im Singular, sondern in einer Vielfalt konkurrierender Geschichts-Erinnerungen.¹² An die

10 Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. Main 1979.

11 Ernst Schulin, „Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit“, in: Moritz Csáky, Peter Stachel, Hgg., *Speicher des Gedächtnisses: Bibliotheken, Museen, Archive*, Teil 1, Wien 2000, 23–39.

12 Frank Schirrmacher, Hg., *Im Osten erwacht die Geschichte. Essays zur Revolution in Mittel- und Osteuropa*, Stuttgart 1990; Jutta Scherrer, „Das postsowjetische Rußland: Erinnerungskultur oder Vergangenheitspolitik?“ in: Wolfgang Küttler et al., Hgg., *Geschichtsdiskurs*

Stelle von Historisierung und Distanzierung trat das genaue Gegenteil: Erinnerung und Instrumentalisierung von Vergangenheit. Erfahrungsraum (bzw.: ‚Erinnerungsraum‘) und Erwartungshorizont waren plötzlich nicht mehr getrennt, sondern wurden wieder energisch miteinander verschränkt.

- Vielheit vor Einheit

Die Emergenz des Gedächtnisparadigmas, das wird an diesem Beispiel deutlich, hat etwas mit dem Verblässen von Modernisierungstheorien zu tun. Die aktuellen sozialen Probleme und politischen Erfahrungen der beiden letzten Jahrzehnte entsprachen immer weniger der Welt, wie sie von den Modernisierungstheorien beschrieben worden war. Eine weitere ‚modernisierungstheoretische‘ Dichotomie ist die von der Vielheit der Geschichten und der Einheit der Geschichte gewesen. Wiederum war es Reinhart Koselleck, der auf eine wichtige Veränderung in der historischen Semantik von Begriffen aufmerksam gemacht hat. Am Beispiel des Begriffs ‚Geschichte‘ konnte er zeigen, wie gegen Ende des 18. Jahrhunderts in verschiedenen Diskursen ein neuer Kollektivsingular den älteren Gebrauch des Wortes im Plural verdrängte.¹³ Der so entstandene Begriff von Geschichte zeichnete sich durch zwei neue Merkmale aus: Zum einen bildete er ein Amalgam aus der Geschichte als Erzählung und der Geschichte als Ereignis; zum anderen war er mehr als die Summe seiner Teile. Über die vielen einzelnen Geschichten wölbte sich fortan die Kuppel eines universalistisch verstandenen, abstrakten Begriffs von Geschichte, der die Spuren seiner Perspektivität, seiner Gemachtheit, seiner Narrativität immer stärker verschleierte.

Der Begriff des Gedächtnisses, wie er sich in den letzten beiden Jahrzehnten entwickelt hat, kann unschwer als Wiederkehr dessen identifiziert werden, was aus dem modernistischen Geschichtsbegriff verdrängt wurde. Das Gedächtnis, genauer: die Gedächtnisse, die nur im Plural existieren, weisen den Einheitsbegriff der Geschichte in die Schranken. Damit hat sich die Situation, wie Koselleck sie für die sog. Sattelzeit gegen Ende des 18. Jahrhunderts beschrieben hatte, wieder umgekehrt. Die Auflösung der Geschichten/Gedächtnisse in der Geschichte erweist sich damit nicht als eine einmalige, irreversible Weichenstellung in die Moderne, sondern als ein unter bestimmten Umständen umkehrbarer Prozeß. Gedächtnis ist im Gegensatz zum Kollektivsingular Geschichte ein in sich pluraler Begriff, der eher zur Differenzbildung als zur Vereinheitlichung tendiert. Jedes Gedächtnis ist perspektivisch und partiell durch seine Standpunktbezogenheit, und damit

wesentlich durch das bestimmt, was ausgeschlossen und vergessen wird. In diesen Eigenschaften liegt die Affinität zwischen Gedächtnis und personaler bzw. kollektiver Identität begründet. Es ist festgestellt worden, daß dem Gedächtnisdiskurs der Identitätsdiskurs um circa zwei Jahrzehnte vorangegangen ist. Der Gedächtnisbegriff hat den der Identität jedoch nicht abgelöst, sondern neu aktiviert und sich mit diesem zu einer besonderen Ligatur verbunden. Es war diese Ebene eines identitätsstützenden Gedächtnisses, die in der Sicht der Modernisierungstheorien als ein archaisches Element von Sozialität erschien, das auf Überwindung angelegt war. Mit der Rückkehr von Differenz und Vielheit, die mit den Begriffen Gedächtnis und Identität notwendig verknüpft sind, wurde die einsinnige Teleologie ‚der Geschichte‘ in Richtung auf Universalisierung und Globalisierung in Frage gestellt. Unterhalb dieser Konstruktion von Einheit tritt das Spannungsgefüge eines andauernden Widerstreits um Geltungsansprüche von Identitäten und Erinnerungen zutage, die in gegenseitiger Auseinandersetzung ausgehandelt werden müssen.

Einheit und Vielheit haben sich inzwischen selbst als Schlüsselbegriffe der Gedächtnisforschung erwiesen. Die Forschungen zur Entstehung eines nationalen Gedächtnisses in Vergangenheit und Gegenwart haben zeigen können, daß es sich dabei stets um ein Bestreben zur Vereinheitlichung einer in sich gespaltenen Gedächtnislandschaft handelte. Die Nation als eine vorgestellte Gemeinschaft hatte in dem Maße Erfolg, wie sie es vermochte, die bestehenden differierenden Gruppengedächtnisse zu integrieren und durch eine gemeinsame Gedächtnisformation zu überwölben. Die romantische Konstruktion des Germanenmythos im 19. Jahrhundert z. B. hatte die funktionale, dynastische und regionale Traditionen mithilfe der Erfindung einer einheitlichen Ursprungslegende zu überwinden. Die Geschichte von Massada aus dem Jahre 73 n. Chr., die in Israel in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts reaktualisiert wurde, ist ein weiteres Beispiel für die Konstruktion eines nationalen Gedächtnisses, das im Felde einer starken Binnendifferenzierung der Gedächtnisse einen einheitlichen historischen Bezugspunkt mit einer verpflichtenden Botschaft vorgeben sollte.¹⁴ Ob sich eine solche vereinheitlichende Konstruktion durchsetzen und wie lange sie sich halten kann, ist eine Frage, die von sozialen und politischen Entwicklungen und den damit verbundenen Verschiebungen der Machtkonstellation abhängt. Die Vereinigten Staaten erleben derzeit den Übergang aus der Einheit eines nationalen Mythos in die Vielheit ethnischer Gruppengedächtnisse in Form von Eruptionen, die den sozialen und nationalen Konsens grundsätzlich in Frage stellen. Einige Fragen, die sich hier stellen, lauten: Ist die Tendenz zur

Band 5: Globale Konflikte, Erinnerungsarbeit und Neuorientierungen seit 1945, Frankfurt a. Main 1999, 46–72.

¹³ Reinhart Koselleck (wie Anm. 10).

¹⁴ Zum „Zionist collective Memory“ vgl. Yael Zerubavel, *Recovered Roots: Collective Memory and the Making of Israeli National Tradition*, Chicago 1995.

Zersplitterung der nationalen Gedächtnislandschaft ein allgemeines Merkmal westlich liberaler Demokratien? Ist der Impuls zur Vereinheitlichung des nationalen Gedächtnisses automatisch ein Merkmal totalitärer oder fundamentalistisch orientierter Staaten? Wieviel Einheit, wieviel Differenz in der Konfiguration ihres sozialen, politischen, kulturellen Gedächtnisses braucht eine Gesellschaft? Auf welche Weise können Einheit und Vielheit reflexiv aufeinander bezogen und miteinander verbunden werden?

1.4 Trauma

Die Konjunktur des Traumabegriffs in der Geschichtsforschung ist mit neuen konzeptionellen Herausforderungen verbunden. Eine erste richtet sich gegen die Differenz von Vergangenheit und Gegenwart. Trauma steht für die nicht überwindbare Gegenwart eines vergangenen Geschehens, es besteht somit in der andauernden Gegenwartigkeit einer bestimmten Vergangenheit. Mit dieser paradoxalen Figur des Traumas wird die gängige Ordnung der Zeit und Erfahrung durchkreuzt. Diese Zeitpathologie ist vielfach in Worte gefaßt worden: „Vergangenheit, die nicht vergeht“ schrieb Ernst Nolte, „seit Auschwitz ist noch kein Tag vergangen“ notierte Martin Walser; und der Germanist Georges-Arthur Goldschmidt schrieb im Exil: „dieser letzte Tag ist noch nicht vorbei; ein Morgen, der mit jedem Morgen dämmert“.¹⁵ Trauma bezieht sich auf ein Ereignis, das nicht zurücksinkt in die Vergangenheit; es kann also nicht vergegenwärtigt, zurück-geholt werden, weil es selbst noch gegenwärtig ist. Das hat Folgen für die Grundfrage nach der Repräsentation.

Eine weitere Herausforderung des Traumas betrifft die Kategorie der Konstruktion. Es war oben mehrfach von dem konstruktivistisch präsentistischen Gedächtnis-Modell die Rede, das mit dem Namen von Maurice Halbwachs verbunden ist. Eine grundsätzliche Gegenposition zum konstruktivistischen Gedächtnismodell à la Halbwachs ist mit dem Traumabegriff bezeichnet. Mit diesem Begriff stößt die Vorstellung von der immer neuen Formbarkeit und Plastizität des Gedächtnisses in der Gegenwart an eine harte Grenze. Trauma bezeichnet in jeder Hinsicht das Gegenteil zur freien Konstruktivität: Hier geht es um die Nachwirkungen einer schmerzhaften Extremerfahrung, die nicht loszuwerden sind und Macht über das Individuum gewinnen. In schroffem Gegensatz zur konstruktivistischen Vorstellung von der Verfü-

¹⁵ Ernst Nolte, „Vergangenheit, die nicht vergeht“, FAZ vom 6. Juni 1986; Martin Walser, Ansichten, Einsichten. Aufsätze zur Zeitgeschichte. Werke in 12 Bänden, hg. v. Helmuth Kiesel, 631; Goldschmidt zit. nach Charles S. Maier, „A Surfeit of Memory? Reflections on History, Melancholy and Denial“, in: *History and Memory* 5 (1993), 138.

gungsmacht, die die Gegenwart über die Vergangenheit hat, steht also das Trauma, das die Macht bezeugt, die die Vergangenheit über die Gegenwart hat. Indem es das Extrem der Entmächtigung des Subjekts und der Unverfügbarkeit der Vergangenheit in den Mittelpunkt stellt, ist das Traumakonzept neben dem konstruktivistischen Gedächtnismodell zu einem zentralen postsäkularen Konzept avanciert. Es besetzt in der gegenwärtigen Theorie eine wichtige Systemstelle, an der eben diese These von der umfassenden Machbarkeit und Selbstkonstruktion des Menschen ihr Vorzeichen wechselt und in ihr Gegenteil umschlägt.

Philosophen und Literaturtheoretiker haben den psychiatrischen und psychoanalytischen Traumabegriff produktiv aufgenommen und in ihre Diskurse übersetzt. Als ein erster Begriff ist hier das *Sublime* zu nennen, das im Lichte der Traumatheorie eine neue Bedeutung gewonnen hat. Es war insbesondere der französische Philosoph Jean-François Lyotard, der die Brücke zwischen der philosophisch ästhetischen Theorie des Sublimen von Kant und Burke in der Tradition des 18. Jahrhunderts und dem neuen Traumakonzept geschlagen hat.¹⁶ Die philosophische Diskurstadt, die – aus dem Sicherheitsabstand einer ästhetischen Distanz – grundsätzliche Fragen wie die Grenzen der Wahrnehmung und die Brüchigkeit von Subjektivität und Identität thematisiert hatte, wurde dabei mit dem Holocaust als einer nicht nur individuellen, sondern auch kollektiven und kulturellen Erfahrung des Zusammenbruchs von Identität und Repräsentation verbunden. Das Problem der Grenzen der Repräsentation angesichts einer übermächtigen, überwältigenden Erfahrung wurde in der Folge von Lyotard auch in die Diskussion um die künstlerische Darstellbarkeit des Holocaust eingebracht. Weitere Verstärkung erhielt dieser Diskurs des Sublimen durch die Theorie der Dekonstruktion, die den Begriff der Leere in ihren Mittelpunkt stellte. Ein diskursiver Zusammenhang tat sich auf zwischen dem Trauma, dem Sublimen, der Leere und dem Prinzip des Ikonoklasmus, der in Werken wie Claude Lanzmanns Film *Shoah* oder Daniel Libeskinds Architektur des Jüdischen Museums in Berlin so bedeutende künstlerische Umsetzungen erfahren hat.

Neben dem Begriff der Leere hat die Metapher vom Trauma als einer ‚Krypta‘ eine besondere Wirkung entfaltet.¹⁷ Mit diesem Bild aus der Architektur wird Trauma als ein unzugänglicher und nicht assimilierbarer Einschluss visualisiert, der sich allen Versuchen einer Integration ins Bewußtsein entgegenseht. Die Krypta entsteht durch eine unbewußte Strategie dissoziativer Abspaltung, durch die sich das Individuum in einer schmerzhaften und identitätsbedrohenden Situation äußerster Ohnmacht rettet. Diese Strategie

¹⁶ Jean-François Lyotard, Heidegger und ‚Die Juden‘. Edition Passagen 21. Wien 1988. 38.

¹⁷ Nicolas Abraham, Maria Török, *L'Écorce et le Noyau*, Paris 1978.

Zersplitterung der nationalen Gedächtnislandschaft ein allgemeines Merkmal westlich liberaler Demokratien? Ist der Impuls zur Vereinheitlichung des nationalen Gedächtnisses automatisch ein Merkmal totalitärer oder fundamentalistisch orientierter Staaten? Wieviel Einheit, wieviel Differenz in der Konfiguration ihres sozialen, politischen, kulturellen Gedächtnisses braucht eine Gesellschaft? Auf welche Weise können Einheit und Vielheit reflexiv aufeinander bezogen und miteinander verbunden werden?

1.4 Trauma

Die Konjunktur des Traumabegriffs in der Geschichtsforschung ist mit neuen konzeptionellen Herausforderungen verbunden. Eine erste richtet sich gegen die Differenz von Vergangenheit und Gegenwart. Trauma steht für die nicht überwindbare Gegenwart eines vergangenen Geschehens, es besteht somit in der andauernden Gegenwärtigkeit einer bestimmten Vergangenheit. Mit dieser paradoxalen Figur des Traumas wird die gängige Ordnung der Zeit und Erfahrung durchkreuzt. Diese Zeitpathologie ist vielfach in Worte gefaßt worden: „Vergangenheit, die nicht vergeht“ schrieb Ernst Nolte, „seit Auschwitz ist noch kein Tag vergangen“ notierte Martin Walser; und der Germanist Georges-Arthur Goldschmidt schrieb im Exil: „dieser letzte Tag ist noch nicht vorbei; ein Morgen, der mit jedem Morgen dämmt.“¹⁵ Trauma bezieht sich auf ein Ereignis, das nicht zurücksinkt in die Vergangenheit; es kann also nicht vergegenwärtigt, zurück-geholt werden, weil es selbst noch gegenwärtig ist. Das hat Folgen für die Grundfrage nach der Repräsentation.

Eine weitere Herausforderung des Traumas betrifft die Kategorie der Konstruktion. Es war oben mehrfach von dem konstruktivistisch präsentistischen Gedächtnis-Modell die Rede, das mit dem Namen von Maurice Halbwachs verbunden ist. Eine grundsätzliche Gegenposition zum konstruktivistischen Gedächtnismodell à la Halbwachs ist mit dem Traumabegriff bezeichnet. Mit diesem Begriff stößt die Vorstellung von der immer neuen Formbarkeit und Plastizität des Gedächtnisses in der Gegenwart an eine harte Grenze. Trauma bezeichnet in jeder Hinsicht das Gegenteil zur freien Konstruktivität: Hier geht es um die Nachwirkungen einer schmerzhaften Extremerfahrung, die nicht loszuwerden sind und Macht über das Individuum gewinnen. In schroffem Gegensatz zur konstruktivistischen Vorstellung von der Verfü-

¹⁵ Ernst Nolte, „Vergangenheit, die nicht vergeht“, FAZ vom 6. Juni 1986; Martin Walser, *Ansichten, Einsichten. Aufsätze zur Zeitgeschichte*. Werke in 12 Bänden, hg. v. Helmuth Kiesel, 631; Goldschmidt zit. nach Charles S. Maier, „A Surfeit of Memory? Reflections on History, Melancholy and Denial“, in: *History and Memory* 5 (1993), 138.

gungsmacht, die die Gegenwart über die Vergangenheit hat, steht also das Trauma, das die Macht bezeugt, die die Vergangenheit über die Gegenwart hat. Indem es das Extrem der Entmächtigung des Subjekts und der Unverfügbarkeit der Vergangenheit in den Mittelpunkt stellt, ist das Traumakonzept neben dem konstruktivistischen Gedächtnismodell zu einem zentralen postsäkularen Konzept avanciert. Es besetzt in der gegenwärtigen Theorie eine wichtige Systemstelle, an der eben diese These von der umfassenden Machbarkeit und Selbstkonstruktion des Menschen ihr Vorzeichen wechselt und in ihr Gegenteil umschlägt.

Philosophen und Literaturtheoretiker haben den psychiatrischen und psychoanalytischen Traumabegriff produktiv aufgenommen und in ihre Diskurse übersetzt. Als ein erster Begriff ist hier das *Sublime* zu nennen, das im Lichte der Traumatheorie eine neue Bedeutung gewonnen hat. Es war insbesondere der französische Philosoph Jean-François Lyotard, der die Brücke zwischen der philosophisch ästhetischen Theorie des Sublimen von Kant und Burke in der Tradition des 18. Jahrhunderts und dem neuen Traumakonzept geschlagen hat.¹⁶ Die philosophische Diskurstadition, die – aus dem Sicherheitsabstand einer ästhetischen Distanz – grundsätzliche Fragen wie die Grenzen der Wahrnehmung und die Brüchigkeit von Subjektivität und Identität thematisiert hatte, wurde dabei mit dem Holocaust als einer nicht nur individuellen, sondern auch kollektiven und kulturellen Erfahrung des Zusammenbruchs von Identität und Repräsentation verbunden. Das Problem der Grenzen der Repräsentation angesichts einer übermächtigen, überwältigenden Erfahrung wurde in der Folge von Lyotard auch in die Diskussion um die künstlerische Darstellbarkeit des Holocaust eingebracht. Weitere Verstärkung erhielt dieser Diskurs des Sublimen durch die Theorie der Dekonstruktion, die den Begriff der Leere in ihren Mittelpunkt stellte. Ein diskursiver Zusammenhang tat sich auf zwischen dem Trauma, dem Sublimen, der Leere und dem Prinzip des Ikonoklasmus, der in Werken wie Claude Lanzmanns Film *Shoah* oder Daniel Libeskinds Architektur des Jüdischen Museums in Berlin so bedeutende künstlerische Umsetzungen erfahren hat.

Neben dem Begriff der Leere hat die Metapher vom Trauma als einer ‚Krypta‘ eine besondere Wirkung entfaltet.¹⁷ Mit diesem Bild aus der Architektur wird Trauma als ein unzugänglicher und nicht assimilierbarer Einschluss visualisiert, der sich allen Versuchen einer Integration ins Bewußtsein entgegensetzt. Die Krypta entsteht durch eine unbewußte Strategie dissoziativer Abspaltung, durch die sich das Individuum in einer schmerzhaften und identitätsbedrohenden Situation äußerster Ohnmacht rettet. Diese Strategie

¹⁶ Jean-François Lyotard, Heidegger und ‚Die Juden‘, Edition Passagen 21, Wien 1988, 38.

¹⁷ Nicolas Abraham, Maria Török, *L'Écorce et le Noyau*, Paris 1978.

ermöglicht ein zunächst normal erscheinendes Weiterleben, das sich jedoch viel später als äußerst einsturzgefährdet erweist. Die Einbruchstellen sind in der Kryptenbildung zu suchen, in der die traumatische Vergangenheit ihr Bedrohungspotential konserviert hat. Krypta läßt sich deshalb auch als ein Negativgedächtnis alles dessen beschreiben, was das Bewußtsein nicht zu konfrontieren und deshalb auch nicht symbolisch zu kodieren vermag. Es verbleibt im Zustand der Latenz, aus dem es sich in der Signalsprache des Unbewußten in unregelmäßigen Eruptionen bemerkbar macht und die Koordinierungsleistungen der Identitätsbildung immer wieder untergräbt. Eine in Literatur und Folklore verbreitete Anschauungsform der Krypta ist das Gespenst oder der Wiedergänger, der die Lebenden heimsucht und, wie der Geist von Hamlets Vater den Sohn auf der nächtlichen Terrasse des Schlosses Elsinore, bedrohende Forderungen aus der Tiefe einer unbewältigten Vergangenheit an die Lebenden stellt.

Neben dem Sublimen, der Leere und der Krypta ist der Traumabegriff in der theoretischen Diskussion noch mit einer anderen Kategorie in Verbindung gebracht worden, die es in postmodernen Zeiten eigentlich gar nicht mehr geben dürfte, und zwar der Authentizität. Diese Interpretation bezieht sich weniger auf die deformierenden, psychopathologischen Momente des Begriffs als auf das Reservoir einer nicht vermittelten psychischen Energie und die Qualität des Unverfügbaren, die mit dem Trauma gegeben ist. Ein wichtiger Theoretiker der Authentizität ist der bereits genannte Marcel Proust gewesen, der an den Konstruktionen des Bewußtseins vorbei auf der Suche nach unwillkürlichen, nicht manipulierbaren, echten Erlebnismomenten war, die nicht vom Diktat einer sich selbst inszenierenden Subjektivität verformt waren. In postmodernen Zeiten, in denen Konstruktion, Inszenierung und Performativität zu leitenden Prämissen avancierten, ist Prousts epiphan mystisches Konzept von Authentizität selbst historisch geworden. Die in Frage gestellte Authentizität ist jedoch nicht gänzlich von der Bildfläche verschwunden, sondern mit dem Traumabegriff in einer neuen Gestalt zurückgekehrt. Das jedenfalls ist die These des Kunsttheoretikers Boris Groys, für den sich der Begriff der Authentizität, der einst für individuelle Echtheit und einen unverwechselbaren Wesenskern stand, mit der pathologischen Unverfügbarkeit des Traumas verschränkt hat.¹⁸

Der Umgang mit dem Traumabegriff in der kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung ist keineswegs einheitlich. Es lassen sich insbesondere zwei Formen der Thematisierung unterscheiden. Die eine ist verbreitet in der psychoanalytisch und dekonstruktivistisch orientierten Holocaustforschung.

18 Boris Groys in Elisabeth Bronfen, Birgit R. Erdle, Sigrid Weigel, Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster, Köln, Weimar, Wien 1999, S. VIII.

Hier, wo es vorrangig um den in sich widersprüchlichen Auftrag geht, ein undarstellbares Ereignis im kulturellen Gedächtnis dauerhaft zu verankern, hat sich das Trauma als eine paradoxe Figur der Stabilisierung angeboten. Der ‚moderne‘ Imperativ des Bilderverbots und die Abwehr medialer Präsentationen in bezug auf den Holocaust entsprechen auf der psychischen Ebene jener Schranke, die das Trauma von der Bearbeitung durch das Bewußtsein trennt. Der Sinn der Festigung dieser Schranke liegt in der Erhaltung der psychischen Energie des Traumas, die gemäß dieser Theorie als Gedächtnisenergie unbedingt zu erhalten ist und nicht durch reflexive Artikulationen abgeleitet und abgearbeitet werden darf.¹⁹ Neben dieser fast religiösen Fixierung des Traumas hat sich inzwischen auch ein stärker therapeutisch motivierter Umgang mit dem Trauma entwickelt. In dieser eher auf das Individuum als auf die Gesellschaft bezogenen Perspektive stehen die möglichen schädigenden Konsequenzen des Traumas und seiner Fixierung im Vordergrund. Ein Beispiel für eine Position, die die Notwendigkeit der Rückholung des Traumas in die kollektive Erinnerung mit einem Bewußtsein für die möglichen schädlichen Folgen verbindet, ist der Roman *Beloved* von Toni Morrison. Er erschien 1987, in einer Zeit, als die Afro-Amerikaner im Fahrwasser der wachsenden gesellschaftlichen Bedeutung des Holocausts nach fast anderthalb Jahrhunderten das Trauma der Sklaverei in den Mittelpunkt ihrer identitätsbestimmenden Erinnerung rückten. Die letzten Seiten jenes Romans deuten an, daß die Nachfahren der Opfer, die sich in neuer Weise zu diesem Geschichtstrauma bekennen, gleichzeitig verhindern müssen, daß sie sich durch diese negative Erinnerung psychisch immobilisieren und zukunftsunfähig machen. In kulturwissenschaftlicher Perspektive geht es beim Trauma um eine Gratwanderung des Erinnerns, die sich zwischen einer auf das Unheil fixierten Erstarrung einerseits und einer das Unheil reflexiv gänzlich überwindenden Bewältigung andererseits bewegt.

2. Kritik und Aufgaben der Gedächtnisforschung

Angesichts der enormen Proliferation des Gedächtnisbegriffs in den Kulturwissenschaften nimmt es nicht wunder, daß sich inzwischen auch kritische Stimmen erhoben haben, die nicht mehr nur von ‚memory boom‘, sondern auch von ‚memory industry‘ sprechen. Drei grundsätzliche kritische Einwände sollen hier zur Sprache kommen und ausführlicher diskutiert werden.

19 Michael Roth, Trauma, Repräsentation und historisches Bewußtsein, in: Jörn Rüsen, Jürgen Straub, Hgg., Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein. Erinnerung, Geschichte, Identität 2, Frankfurt a. M. 1998, 153–173.

Die ersten beiden Kritikpunkte sind von dem Historiker Kerwin Klein vorgebracht worden.²⁰ Sein Einwand gegen das Gedächtnisparadigma setzt an der linguistischen Grundlage dieses Diskurses, am Gebrauch des Wortes ‚memory‘ an. Für Klein verdankt sich der Gedächtnisdiskurs nichts anderem als einer neuen Worterschöpfung, die das alte Wort memory mit einer Fülle heterogener Bedeutungen aufgeladen, ja aufgelassen hat. Dieses neue Wort heißt ‚Memory‘, mit einem großen M, und zeichnet sich durch semantische Vagheit und hohe Suggestivität aus. Im neuen Allgemeinbegriff fließen ganz verschiedene Bedeutungen von Gedächtnis neneinander: das individuelle psychische Gedächtnis mit seinem neurologischen Substrat, das allgemeine historische Bewußtsein von Gruppen und Institutionen sowie konkretere materielle Erinnerungsträger wie Denkmäler oder Archive. Mit dieser sprachlichen Entdifferenzierung, die alles Mögliche unter Memory subsumiert, ist für Klein nicht nur eine heillose Sprachverwirrung vorprogrammiert. Die Apotheose von Memory mit großem M hat auch ein fiktives Meta-Subjekt hervorgebracht, dem eine eigene Handlungsmacht zugeschrieben wird und in dem der längst überwunden geglaubte Kollektivgeist wieder auf-
 Es soll nicht geleugnet werden, daß es Studien geben mag, auf die diese Kritik anzuwenden ist. Hier geht es jedoch nicht um Formen des Mißbrauchs, die bei jedem Forschungsansatz möglich sind, sondern um das grundsätzliche Potential, das in diesem Ansatz liegt. Was dieses angeht, so liegt in der Kritik Kleins ein zentrales Mißverständnis des Forschungsparadigmas selbst vor, das nicht durch eine Verschmelzung unterschiedlicher Wortbedeutungen entstanden ist, sondern durch eine neuartige Zusammenfügung von Phänomenen. In der Tat zeichnet sich der neue Gedächtnisbegriff durch eine gewisse Dehnbarkeit aus, die jedoch eingesetzt wird, um neue Problemzusammenhänge sichtbar zu machen, wo man bisher nur Disparates wahrgenommen hat. Kleins Vorwurf ist, daß eine Fülle heterogener Begriffe wie Mythos, Ideologie, Folklore, Kult, Archiv, Denkmal heute unter dem Einheitsmantel ‚memory‘ daherkommt. Das Entscheidende ist hier aber gerade nicht die Einheitsrhetorik, unter der die Differenzen verschwinden, sondern umgekehrt die Erkenntnis, daß jene verschiedenen Bereiche in ihrer Heterogenität etwas Gemeinsames verbindet, das erst mithilfe des Gedächtnisbegriffs entdeckt und thematisiert werden kann. Mit diesem Begriff können Analogien thematisiert und Zusammenhänge erforscht werden, die zuvor nicht spruch- und denkreif waren. Über das gemeinsame Wort Gedächtnis kommen plötzlich einander entfernte Disziplinen miteinander ins Gespräch.

²⁰ Kerwin Lee Klein, „On the Emergence of Memory in Historical Discourse“, in: *Representations* 69 (Winter 2000), 127–149.

die bislang unerkannte Verbindungen zwischen ihren Gegenstandsbereichen aufdecken. Nicht Nivellierung und Synthetisierung ermöglichen die Gedächtnisforschung, sondern ein neues Interesse an den Zusammenhängen über Fachergrenzen hinweg zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis, zwischen mentalen Prozessen und materiellen Objekten, zwischen Kulturen und Individuen, zwischen Vergangenheit und Gegenwart und, nicht zuletzt, zwischen Erinnern und Vergessen.

Der andere Kritikpunkt von Klein betrifft die Suggestivkraft, die das Wort memory in seiner neuen Rolle als Leitbegriff angenommen hat. So, wie er zunächst den semantischen Gehalt des Begriffs in Frage stellt, unterzieht er in der Folge die Aura dieses Begriffs einer Kontrolle. Dabei entdeckt er, daß in der impliziten Dunschsicht des Begriffs vage Konnotationen wie Unmittelbarkeit, Sakralität, Spiritualität, Affektivität und Auhenzität nisten. Mit dem Gedächtnisbegriff, so konstatiert Klein, sei das Programm einer Wiederverzauberung verbunden. „If history is objective in the coldest, hardest sense of the word, memory is subjective in the warmest, most inviting senses of that word. In contrast with history, memory fairly vibrates with the fullness of Being. We all know these associations, and yet we like to pretend that they have no effect upon our new uses of memory.“²¹ Es ist offensichtlich, daß Klein hier noch einmal die alte Leitposition von Geschichte und Gedächtnis aufnimmt. Der statische Gegensatz, der zwischen beiden Begriffen aufgebaut wird, ist jedoch sicher der unproduktivste Gebrauch, der von diesem Begriffspaar gemacht werden kann. Die Qualität des Gedächtnisdiskurses mißt sich nicht zuletzt an der Überwindung solch grobschlächtiger Dichotomien. Ferner ist hier anzumerken, daß Kleins Gebrauch der Dichotomie einem problematischen geschichtsphilosophischen Muster folgt. Dieses unterscheidet zwischen der Vormoderne, die durch das ‚warme Gedächtnis‘ mit seinen sozialen und religiösen Qualitäten der Wertbindung und Gemeinschaftsbildung gekennzeichnet ist, auf die die Moderne im Zeichen der ‚kalten Geschichte‘ folgt ist, die auf Professionalisierung und wissenschaftlich objektivierten Verfahren basiert. Eine Wiederkehr des archaisch vormodernen Gedächtnisses im aufgeklärten Zeitalter technischer Rationalität und wissenschaftlicher Vernunft, so wird gefolgert, bedeutet demnach einen gefährlichen Einbruch des Irrationalen und entspricht der bedrohlichen Wiederverzauberung einer an sich längst entzauberten Welt. In diesem einsinnigen Geschichtsmodell, in dem sich die Moderne als letztes Teles des Geschichtsverlaufs setzt, kann das Neue nur als Rückfall bzw. als Wiederkehr eines Altes identifiziert werden.²²

²¹ Klein, „On the Emergence of Memory...“, 130.

²² Als Beispiel hierzu eine kleine Leseprobe: „The convergence of archaic and contemporary meanings suggest a narrative in which memory found its early meaning in the union of

Die Dichotomisierung von Gedächtnis und Geschichte, sei es in zukunftsoptimistischer oder in nostalgischer Färbung, verdankt sich diesem irreversiblen Geschichtsmodell. So griffig und packend es daherkommt, so sehr verstellt es den Blick auf die eigentlichen Probleme, die zur Klärung anstehen. Denn das Zeitalter der ‚kalten Geschichte‘ ist mit der Wiederkehr des ‚warmen Gedächtnisses‘ keineswegs verlassen worden. Es ist allerdings etwas hinzugekommen, was als das aus der kalten Geschichte Verdrängte sich erneut Geltung verschafft hat: Gedächtnis im Sinne eines spezifischen Vergangenheitsbezugs als Stoff sozialer Gruppenbindung, kultureller Identitätsbildung und, nicht zu unterschätzen, Gedächtnis als Form der Bearbeitung und Bewahrung traumatischer Geschichtserfahrungen. Sobald man die platte Dichotomie aufgibt, werden die vielfältigen Bezüge zwischen Geschichte und Gedächtnis sichtbar, die es zu untersuchen gilt. Denn wir brauchen das Gedächtnis, um der Masse des historischen Wissens Leben einzuhauchen in Form von Auswahl und Bedeutung, Perspektive und Relevanz, und wir brauchen die Geschichte, um die Konstruktionen des Gedächtnisses, die von bestimmten Bedürfnissen in der Gegenwart diktiert sind, kritisch zu überprüfen.

Wesentlich schwerer als die Punkte von Kerwin Klein ist die Kritik von Charles Maier zu beantworten. Maier, der bereits 7 Jahre vor Klein von „memory industry“ sprach, machte sich Gedanken über das bedrohliche Übergewicht, das der Gedächtnisbegriff in den USA gewonnen hat.²³ Dabei denkt er weniger an den akademischen Gedächtnisdiskurs als an Stimmen, Stimmungen, Bewegungen und Initiativen in der sozialen und politischen Wirklichkeit. Den Anstoß für seine Überlegungen bildete die Errichtung des Holocaust-Museums an der nationalen Gedächtnisstraße in der Hauptstadt Washington. Mit diesem Museum schufen sich nicht nur die in viele Traditionen und Gruppen zersplitterten amerikanischen Juden eine gemeinsame Identität, es gab auch den Amerikanern in ihrer Gesamtheit eine allgemein verbindende und verpflichtende nationale Erinnerung. Diese Vereinigung der Nation in einer Opfererinnerung wollte Maier jedoch nicht so recht einleuchten, und er deutete vorsichtig an, daß dieses Denkmal eine Deckerinnerung sein könnte für andere historische Ereignisse, in denen sich die Amerikaner nicht auf der Seite der Opfer, sondern der Täter befanden.²⁴

material objects and divine presence, a meaning that was displaced by the rise of the modern self and the secularization and privatization of memory. That is, roughly, the story told in most recent accounts of memorial practice. But what do we make of the return of these archaic forms in the academic avant-garde?“ Klein, 132.

23 Charles S. Maier, „A Surfeit of Memory? Reflections on History, Melancholy and Denial“, in: *History and Memory* 5, no. 2 (1993), 136–151; hier: 143.

24 „To pose an alternative heuristic question: why not a museum of American slavery? Would it not be a more appropriate expenditure of national land and funds to remember and

Viele Dinge, die Maier 1993 im Umgang mit dem Gedächtnisbegriff feststellt, sind vom weiteren Verlauf der Ereignisse nicht beseitigt, sondern bestätigt worden. Dazu gehört erstens eine einseitige Konzentration auf die negativen Bezugspunkte in der Vergangenheit. Sie geschieht aufgrund einer Privilegierung der Opfererfahrung, die Leiden als einen kostbaren Besitz, ja als das wichtigste symbolische Kapital verteidigt. Darin sieht Maier nicht nur eine Strategie des Überlebens von Minoritäten und des Schutzes ihrer bedrohten Identität, sondern auch einen Zug zu melancholischer Erstarrung und kollektiver Selbstgefälligkeit. Gedächtnis, so stellt er fest, ist unter diesen Umständen zu einer Droge geworden, die neue Suchtphänomene hervorgerufen hat. Daran schließt sich zweitens ein Wettbewerb um Anerkennung des Opferstatus und eine Hierarchie der Opfergruppen an, bei dem es um soziale Anerkennung, wirtschaftliche Ressourcen und politische Macht geht. Die Gedächtnisindustrie bedient ethnische Profilierungen und kollektive Identitäten. Damit verschärft sie ethnische Differenzen, was unmittelbare politische Konsequenzen für den nationalen Konsens und den internationalen Frieden haben kann. Das bedeutet, daß Gedächtnis immer stärker politisiert ist: „memories are a larger and larger component of politics.“ (147) Drittens stellt Maier ein Verblässen der Zukunftsdimension fest. Er spricht vom Zeitalter der geschwundenen Zukunftshoffnungen („our age of failing expectations“, 143) und merkt an, daß der Blick in die Vergangenheit dazu führt, unerbittliche Differenzen eher zu verfestigen als abzubauen, weil er auf die eigenen Erfahrungen und Leiden gerichtet ist, während der Blick in die Zukunft Einheit stärken kann, weil er gemeinsame Interessen und Ideale betont. Um es noch einmal in der Terminologie von R. Koselleck zu sagen: Mit der Konzentration und Fixierung des Gedächtnisses auf die heterogenen *Erfahrungsräume* geht die Erodierung eines gemeinsamen *Erwartungshorizonts* einher. Das führt zu einer Zersplitterung in Interessengruppen, die den Zusammenhalt der Nation gefährdet. Schließlich, viertens, registriert Maier eine Depotenzierung der Geschichtswissenschaft zugunsten der Vergangenheitskonstruktionen des Gedächtnisses. Im Gegensatz zu Klein verfällt er jedoch nicht in den stereotypen Gegensatz von history und memory, sondern er

make vivid crimes for which our own country must take responsibility rather than those perpetrated by a regime which, in fact, Americans gave their lives to help to destroy? Or why not a museum of American Indian suffering from smallpox to Wounded Knee and the alcoholism of the reservations? (...) Why is it this catastrophe and not the slave auction block or Andrew Jackson's ethnic cleansing of the Cherokee that is remembered on the Mall?“ Maier, 146. Nach 8 Jahren ist dem hinzuzufügen, daß die politische Rhetorik der Afro-Amerikaner immer deutlicher auf eine Gleichstellung mit den Holocaust-Opfern abzielt. Es ist ein Indianer-Museum an der Washington Mall geplant, das 2002 eröffnet werden soll. Mit massivem Widerstand konnte 1996 demgegenüber eine vom Smithsonian Institute geplante Ausstellung über die Hintergründe der Konstruktion der Atombombe und ihres Abwurfes über Hiroshima und Nagasaki verhindert werden.

kennt deren Koexistenz und Wechselwirkungen durchaus an: „memory motivates historical activity; historical research utilizes memory.“ (143) Dennoch ist seiner Meinung nach eine Verschiebung des Schwerpunktes nicht zu verkennen. Das Interesse am Gedächtnis, das entscheidende Augenblicke auswählt, isoliert und festhält, ist derzeit ungleich stärker entwickelt als das Interesse an der Geschichtsschreibung, die Ereignisse erklärt, indem sie deren Kontexte rekonstruiert und sie in größere Zusammenhänge einordnet.

Im Gegensatz zur Kritik von Klein ist Meiers Kritik nicht so leicht argumentativ zu entkräften. Dennoch möchte ich an seine Analyse einige Beobachtungen und Überlegungen anknüpfen, die wiederum Perspektiven und Fragen für die Zukunft des Gedächtnisdiskurses eröffnen.

1. Meiers kritische Bestandsaufnahme geht weniger zu Lasten des wissenschaftlichen Gedächtnisdiskurses als der sozialen und politischen Entwicklungen, die mit diesem nicht unbedingt gleichzusetzen sind. Das wirft die Frage nach den möglichen Wechselwirkungen zwischen Gedächtnisdiskurs und Gedächtnispolitik auf, die selbst stärker zum Gegenstand der Analyse gemacht werden müssen.
2. Seine Kritik zeigt eindrucksvoll die US-amerikanischen Besonderheiten der Gedächtnisproblematik auf, die inzwischen zwar durch Publikationen und Medien eine internationale Resonanz erhalten hat, aber nicht so einfach auf andere Länder übertragen werden kann. Die sozialen, politischen, kulturellen Gedächtnisprobleme stellen sich in jedem Land unter den Bedingungen seiner Geschichte anders dar. Auch hier wird es darum gehen, neben der Entdeckung allgemeiner Prozesse und vergleichbarer Dynamiken die memoriale Spezifik in ihren nationalen Kontexten stärker herauszuarbeiten.
3. Die Beobachtung von der zersplitternden und atomisierenden Kraft des Gedächtnisses, die einerseits historische Zusammenhänge zugunsten isolierter Erfahrungen aufsprengt und andererseits die Träger solcher Erinnerungen voneinander abgrenzt, läßt sich auch auf den deutschen Kontext übertragen. Hier ist auf den Literaturwissenschaftler Karl Heinz Bohrer zu verweisen, der den Deutschen soeben eine Verkürzung ihres Geschichtsbewußtseins unter dem Druck der ‚Naherinnerung‘ an den Holocaust vorgeworfen hat.²⁵ Was er vermißt, ist eine ‚Fernerinnerung‘, worunter er ein großräumiges und weitläufiges Gedächtnis von vielem im Lichte einer ruhigen, weitschweifigen Reflexivität versteht. Was Bohrer fordert, so muß man im Anschluß an Maier sagen, ist jedoch eher Sache der Geschichtswissenschaft als des Gedächtnisses. Denn das Gedächtnis

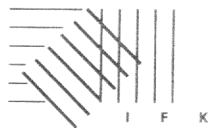
²⁵ Karl Heinz Bohrer, „Erinnerungslosigkeit. Ein Defizit der gesellschaftskritischen Intelligenz“, in: Frankfurter Rundschau Nr. 137 vom 16. Juni 2001, 20–21.

tut nun einmal genau das Gegenteil: es wählt aus, hebt hervor und vor allem: es vergißt das andere. Deshalb darf es sich auch nicht selbst überlassen bleiben, sondern bedarf immer wieder der Verifikation, Ergänzung und Korrektur durch die Geschichtswissenschaft.

4. Die von Maier herausgearbeitete Fixierung des Gedächtnisses auf Leidenserfahrung ist ebenfalls etwas, das sich in vergleichender Perspektive bestätigt. Da der Affekt der wichtigste Verstärker von Erinnerung ist, prägen sich Leiden und Katastrophen am tiefsten ins Gedächtnis ein. Das biographische Gedächtnis der Deutschen, die den Zweiten Weltkrieg aktiv oder passiv erlebt haben, ist mit Leidensgeschichten beschrieben, die für das Volk der Täter allerdings nach ihrer Verbündung mit den ehemaligen Kriegsgegnern politisch nicht mehr opportun und daher in der kulturellen Symbolik auch nicht mehr verwertbar waren. So sensibel und zuverlässig das Opfergedächtnis ist, so unempfindlich und unzuverlässig ist dagegen das Tätergedächtnis, das zu ‚vitaler Vergesslichkeit‘ (Dolf Sternberger) neigt. Je nachdem, ob es um die Erinnerung von Opfern oder Tätern geht, schwankt das Gedächtnis zwischen einer Tendenz zur Sucht oder Abstinenz.

Eine grundsätzliche Ambivalenz ist charakteristisch für das Gedächtnis, denn je nach den gegebenen Voraussetzungen können Erinnerungen einerseits Affekte steigern und politisch mobilisieren oder – man denke an das große Projekt der Psychoanalyse – die Arbeit des Bewußtseins und der Aufklärung befördern. Dem kulturwissenschaftlichen Gedächtnisdiskurs wächst hier eine wichtige Aufgabe der reflektierenden Beobachtung und therapeutischen Begleitung sozialer und politischer Prozesse zu. „Wo einst Jubel und Jammer war, muß nun Erkenntnis werden“ hat Jakob Burckhardt einmal geschrieben.²⁶ In diesem Satz wird einmal mehr die alte Leitopposition von memory und history aufgerufen. Deshalb könnte er auch in Anlehnung an Freud paraphrasiert werden: Wo Gedächtnis war, soll Geschichtswissenschaft werden. Von der in diesem Satz enthaltenen utopischen geschichtsphilosophischen Prämisse vom stetigen ‚Fortschritt in der Geistigkeit‘, an die viele Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts glaubten, haben wir uns inzwischen entfernt. Es steht auch nicht mehr die reflexive Geschichtswissenschaft der irrationalen Dynamik des Gedächtnisses unvermittelt gegenüber. Denn es gibt inzwischen ein Drittes, nämlich den Gedächtnisdiskurs, der die Bewegungen des Gedächtnisses kritisch begleitet. Deshalb können wir den Satz von Burckhardt noch einmal umformulieren und sagen: Jubel und Jammer sind inzwischen selbst zum Gegenstand der Erkenntnis geworden.

²⁶ Jakob Burckhardt, „Über das Studium der Geschichte. Der Text der ‚Weltgeschichtlichen Betrachtungen‘ auf Grund der Vorarbeiten von Ernst Ziegler nach den Handschriften, hg. v. Peter Ganz, München 1982, 230.



Die Edition Parabasen
wird von IFK Internationales
Forschungszentrum
Kulturwissenschaften (Wien)
herausgegeben und versteht
sich als Forum für aktuelle
Debatten in Kultur und
Kulturwissenschaften

LUTZ MUSNER, GOTTHART WUNBERG (HG.)

Kulturwissenschaften

Forschung – Praxis – Positionen

WUV

Technische Universität
Chemnitz
Universitätsbibliothek

S1 746292

MR
7000
Kul

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Kulturwissenschaften : Forschung - Praxis - Positionen / Lutz Musner ;
Gotthart Wunberg (Hg.). - Wien : WUV-Univ.-Verl., 2002
ISBN 3-85114-681-6

Copyright © 2002 Facultas Verlags- und Buchhandels AG
WUV-Universitätsverlag, Berggasse 5, A-1090 Wien
Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und der
Verbreitung sowie der Übersetzung, sind vorbehalten

Umschlaggestaltung: A+H Haller
Signet „Parabasen“: Stephan Balkenhol,
Architekturskizze XVIII (Amphitheater), 1997 © VBK, Wien 2000
Text „Parabase“: Metzler Literatur Lexikon, herausgegeben von
G. und I. Schweikle, mit Genehmigung des J. B. Metzler Verlags
Redaktion: Christian Gerbel
Satz und Druck: Facultas AG
Printed in Austria
ISBN 3-85114-681-6

Gedruckt mit Unterstützung durch das Bundesministerium für Bildung,
Wissenschaft und Kultur in Wien und
das Bundeskanzleramt



Inhaltsverzeichnis

Gotthart Wunberg Vorwort	7
Christian Gerbel, Lutz Musner Kulturwissenschaften: Ein offener Prozess	9
<i>Kapitel 1: Kultur – Zugänge und Theorien</i>	
Aleida Assmann Gedächtnis als Leitbegriff der Kulturwissenschaften	27
Lawrence Grossberg X Die Definition der Cultural Studies	46
Rolf Lindner X Konjunktur und Krise des Kulturkonzepts	69
Wolfgang Maderthaner Kultur Macht Geschichte. Anmerkungen zur Genese einer historischen Kulturwissenschaft	88
Elisabeth Bronfen Cross-Mapping. Kulturwissenschaft als Kartographie von erzählender und visueller Sprache	110
<i>Kapitel 2: Kultur, Natur und Politik</i>	
Hartmut Böhme Hesiod und die Kultur: Frühe griechische Konzepte von Natur, mythischer Ordnung und ästhetischer Wahrnehmung	137
Sigrid Weigel Generation, Genealogie, Geschlecht. Zur Geschichte des Generations- konzepts und seiner wissenschaftlichen Konzeptualisierung seit Ende des 18. Jahrhunderts	141

Konrad Köstlin Die Kongreßtasche und die Europäische Ethnologie	191
Heidmarie Uhl „Kultur“ und/oder „Gesellschaft“? Zur „kulturwissenschaftlichen Wende“ in den Geschichtswissenschaften	220
Heidrun Zettelbauer Geschlecht. Nation. Körper. Kulturwissenschaftliche Aspekte in der historischen Frauen- und Geschlechterforschung	237
 <i>Kapitel 3: Kultur und Medien</i>	
Thomas Macho »Kultur ist eine Ordensregel«. Zur Frage nach der Lesbarkeit von Kulturen als Texten	269
Moritz Baßler New Historicism und Textualität der Kultur	292
Daniela Hammer-Tugendhat Kunst/Konstruktionen	313
Horst Wenzel Vom Anfang und vom Ende der Gutenberg-Galaxis. Historische Medienumbrüche im Für und Wider der Diskussion	339
AutorInnen	357